

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 21

Artikel: Von einer jungen Mutter
Autor: Dietschi, Cecile
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671813>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aber mit der Andacht der Dichterehrung ging auch dieses vergnügliche Spiel zu Ende. Der Unbekannten und ihrer freundlichen Begleiterin meinen Dank abzustatten, wandte ich mich rasch einem nahen Café zu. Der Eintritt in die Helle des Lokals aber wurde zu einem überraschenden Erstaunen! Für mich sowohl wie für sie, meinen Regenschirmengel! Denn wir kannten uns lange schon, hatten wir doch einst in jungen Jahren in der selben Klasse die Berta und den Rudenz zusammen deklamiert. Und nun dieses Sichfinden inmitten der großen Stadt! — Die Freundin verabschiedete sich bald. Wir zwei aber blieben noch zusammen und schwelgten in den Erinnerungen entschwundener Jahre. Martha gestand mir dabei — wohl unter dem unmittelbaren Eindruck der eben erlebten Gedenkstunde —, daß sie einen kleinen Zettel heute noch in guter Verwahrung habe:

„Den Zettel nämlich, weist du, den mir an einem Liederabend der rote Jakob zugeschoben hat. Du erinnerst dich gewiß des Intermezzos. Auf dem Papier fand sich nichts als der Spruch Gottfried Kellers, in dem er fragend klagt:

„Gott, was hab' ich denn gethan,
Daß ich ohne Lenzgespan,
Ohne einen süßen Ruch
Ungeliebet sterben muß?“

Heinrich zündete sich zwischendurch eine neue Zigarette an. Er schien vorerst etwas zu verbergen. Trotzdem fuhr er dann fort:

„Martha meinte darauf, daß wir beide seit damals nicht jünger geworden wären, sie dürfe ja an Goethes 200. Geburtstag ihren 50. feiern. Der Heimweg führte uns wieder auseinander. Ich hatte mir aber für die nächsten Tage einen Besuch ausbedungen und trug dann, als ich gegen Ende der Woche vor ihrer Türe stand, ein längliches Paketchen bei mir. Vorerst entschuldigte ich mich, daß ich nicht ungern gleich mit Blumen spräche. Es war aber ein Regenschirm. Sie war sehr entzückt, und auf meine spätere Frage, ob wir auch Goethes Tag miteinander feiern möchten, lachte sie fröhlicher Dinge und meinte dazu, ob ich diesen denn auch liebe...

„Den auch,“ gab ich ihr zurück. Und daß sie die Antwort verstanden hat...

... ist wohl schuld daran, daß sie heute zu unseren Gästen zählen dürfen.“ Frau Martha war unmerklich hinzugetreten und setzte den duftenden Kaffee auf den Tisch.

Und in das ungehemmte Bekennen von Neugier und Beichte der drei Freunde klang ihr freies Lachen mit ein.

Von einer jungen Mutter

Nach neun Tagen war das zarte, neugeborene Knäblein wieder gestorben, und nach einigen weiteren Tagen wurde die junge, schwächliche Mutter aus dem Spital entlassen. Sie ging mit hängenden Schultern, einen kleinen Koffer in der Hand, durch lange Gänge und über Treppen, setzte mechanisch Fuß vor Fuß auf den blanken Boden der modernen Frauenklinik, verabschiedete sich von Arzt und Schwester, die ihr liebevoll zuredeten, und stand endlich allein und verloren vor dem großen Portal, das sich mit einem leisen Knirschen hinter ihr schloß. Sie stand da und wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte, nicht weil sie kein Zuhause gehabt hätte, sondern weil ihr war, als hätte sie dort drinnen,

hinter dem großen, geschlossenen Portal ein Stück ihrer Seele zurückgelassen, etwas, das ihr ureigenstes Sein gewesen war, das einen Teil ihres Selbst in sich getragen und nun mitgenommen hatte, so daß sie fühlte, als hätte man sie entzweigerissen und ihr das Lebensnotwendigste weggenommen. Sie lächelte müde und ein wenig verwirrt bei dem Gedanken an das Kind, das sie mit unendlicher Hoffnung unter dem Herzen getragen, und um das sie, noch ehe es geboren, manchmal gezittert hatte, Schmerz und Freude um das kleine Leben schon im voraus durchkostend. Gleichsam wie eine, die eine große Kostbarkeit trägt, die sie sich mit Angst und Schmerz erkaufte und immer wieder erkaufen will, war sie

durch jene Zeit der Hoffnung gegangen, wie lange war das her? Mit einem leisen Stolz und einer zitternden Freude hatte sie die Klinik betreten, den besorgten, und ihrer Tapferkeit wegen doch beruhigten Mann, zurücklassend. Was war seither geschehen, und warum stand sie nun wieder vor dem Tor, neben den Rosenbeeten, die-sie schon bei ihrem Eintritt bewundert hatte? Wie lange war es her, seit sie hoffnungsvoll eingetreten war? War sie nicht alt geworden seit dem Augenblick, wo das leise Schreien des Kindes in dem kleinen Bettchen neben dem Thürigen verstummte? War ihr Körper und ihre Seele nicht ganz leicht und leer geworden? Sie erinnerte sich, daß sie die Leiche des Kindes hatte sehen dürfen, gestern oder vorgestern, oder vor langer Zeit, sie wußte es nicht mehr. Man hatte sie in den hellen Raum mit den weißen Wänden geführt, wo das Kind auf einem Schragen lag. Aber als sie das verschrumpfte Gesichtchen mit dem verzogenen Mund, die kleinen, geballten Hände und die weißen Blumen, von mitleidiger Hand auf das Kissen gestreut, gesehen hatte, da war ihr gewesen, als hätte man sie an einen fremden Ort geführt, wohin weder sie noch ihr Kind gehörten, und sie fühlte, daß sie keine innere Beziehung hatte zu jenem starren Körperchen auf dem Schragen.

Endlich verließ sie den Vorplatz der Klinik. Sie schritt den Rosenbüschen entlang, die längs der Spitalmauer gepflanzt waren, und am Ende der Straße traf sie ihren Mann, der sie abholen wollte. Er lächelte verlegen und traurig, als er in ihr schmal und alt gewordenen Gesicht blickte, aber sie sah weder sein Lächeln noch seine Traurigkeit, er erschien ihr, wie alles ringsum, als ein Wesen, dessen Gestalt man zwar gewahr wird, zu dem man sich aber in keine innere Beziehung setzen kann. Und so blieb es auch in den Wochen und Monaten, die nun folgten. Was war aus der einstmals heiteren, jungen Frau geworden? Mechanisch ging sie ihrer Arbeit nach, aber alle ihre Worte und Bewegungen hatten etwas Erzwungenes bekommen. Wenn sie nicht dringend zu Hause beschäftigt war, verbrachte sie ihre Zeit auf dem Grabe des Kindes. Sie machte eine Kultstätte aus dem kleinen Erdhügel mit dem bescheidenen Kreuz und der irde-

nen Engelsfigur. Sie nahm einen Feldstuhl mit, setzte sich neben das Grab und arbeitete oder starrte stundenlang auf das blumengeschmückte Stück Erde. Sie vergaß die Zeit und daß sie einen Mann hatte und daß sie selbst noch lebte und zu leben verpflichtet war. Und wenn es ihr einmal zum Bewußtsein kam, daß es eine Welt um sie gab und Menschen, die darin lebten, so haßte sie diese Welt und diese Menschen, und alles, was sie davon abhalten wollte, auf das kleine Grab zu gehen. Sie haßte ihren Mann und ihre Haushaltung, sie liebte und ersehnte nichts mehr, als neben dem kleinen Erdhügel zu sitzen und bei dem Kinde zu sein. Und wenn ihr in seltenen Augenblicken eine Stimme in ihrem Herzen sagte, daß diese Blumen und dieses Kreuz nichts mit dem Kinde zu schaffen hätten, und daß sie das Andenken des Kindes bewahren und doch ins Leben zurückkehren könne, so haßte sie auch diese Stimme und hörte nicht auf sie. Manchmal verließ sie des Nachts heimlich die Wohnung und setzte sich an das Ufer des Flusses. Sie dachte daran zu sterben, aber dann fürchtete sie, die Blumen auf dem Grabe des Kindes würden verwelken, und niemand würde sie erneuern, das Holzkreuz würde von Moos überwachsen werden und der tönerner Engel Risse bekommen, und niemand würde es bemerken, niemand würde mehr des Kindes gedenken, wenn sie nicht mehr da sei. Und so geschah das Merkwürdige, daß sie durch ihre krankhafte Gebundenheit an die Ruhestätte des Kleinen doch wieder vor dem Schlimmsten, dem völligen Untersinken, bewahrt wurde. Wenn sie am Fluß saß, hörte sie das Singen des Wassers, es war ein eigentümliches Singen in ihren Ohren, wie kleine Kinder singen, die die Gesetze der Melodik nicht kennen. Manchmal hörte sie dieses Singen überall, auf dem Friedhof und in der Küche, und wenn ihr Mann sie in solchen Augenblicken anredete, sah sie ihn verständnislos an und wußte nicht, wozu er redete, es erschien ihr sinnlos zu reden. Sie sah nicht, wie ihr Mann älter und vergrämt wurde, und wenn er ihr zusprach und sie mit Bitten oder Schelten aus ihrer Apathie reißen wollte, schwieg sie. Einmal brachte er sie zu einem Arzt; sie ließ es geschehen, und dieser riet ihrem Manne zu einer zeitweiligen Versorgung

in einer Nervenheilanstalt. Als sie begriff, daß man ihr die Möglichkeit, auf das kleine Grab zu gehen, nehmen wollte, schrie sie, schlug um sich und verfluchte ihren Mann. Aber da schien erst recht ihre Überführung in die Anstalt nötig, und sie mußte sich fügen.

In der Anstalt wurde sie unter die ruhigen Patienten verbracht. Sie war ja gutmütig und tat niemand etwas zuleide, sie sprach kein Wort, und ihr Blick war ganz stumpf geworden. Sie machte den Eindruck einer alten Frau. An schönen Tagen durfte sie im Park spazieren gehen, und dabei traf sie manchmal auf ein kleines Mädchen, das im Rasen spielte. Zuerst sah sie das Kind nicht, es unterschied sich für sie nicht viel von den Bäumen. Aber als sie einmal auf einer Bank saß, kam das Mädchen weinend zu ihr gelaufen. Es hatte sich mit einer Glasscherbe das Händchen verletzt und blutete stark, das weiße Kleidchen war schon ganz beschmutzt. Verständnislos und stumpf blickte die Frau in das tränenfeuchte Gesichtchen, aber da traf sie ein flehender Blick aus den Kinderaugen, und ein zitterndes Stimmchen schlug an ihr Ohr, das sagte: „Es tut mir weh, hilf mir doch.“ Das waren neue Worte, mit einer neuen Stimme gesprochen, die sich von den Worten der Schwestern und Mitpatienten unterschieden und die Seele der Frau seltsam rührten. Etwas wie eine uralte und längs verschüttete Erinnerung stieg in ihr auf, die Erinnerung an ein zartes Kinderleben, an eine scheue Hoffnung und das Sterben dieser Hoffnung, an eine jubelnde Freude und ein bitteres Leid. Seltsamerweise tat die Erinnerung nicht weh, sondern rief eher ein Erstaunen hervor, ein Erstaunen, daß da etwas, das man schon längst vergessen hatte, plötzlich wieder da war, hervorgerufen durch die unschuldigen Worte des Mädchens, eine lebendige und doch verklärte Erinnerung an ein Spitalzimmer, ein winziges Kind, und ein Grabhügelchen. Und da stieg auch das Bild des Mannes wieder in ihr auf, und sie wünschte plötzlich ihn zu sprechen und zu sehen, obwohl sie nicht wußte, weshalb. Von nun an suchte sie öfters verstohlen

die Nähe des Kindes, ohne sich darum zu kümmern, woher es kam, sie wußte nicht, daß die Kleine einer täglichen Besucherin der Anstalt gehörte, die während ihres Aufenthaltes im Hause das Kind unbesorgt bei den wenigen, gutmütigen Patienten im Garten spielen ließ. Und merkwürdig, mit der schmerzlichen Erinnerung, welche die Abwesenheit des Mädchens immer in der Frau hervorrief, stieg doch zugleich eine seltsame, neue Hoffnung in ihr auf, die sie sich nicht zu deuten wußte. Sie bemerkte plötzlich die Schönheit des Parkes und die Rosen am Weg. Wenn das Kind lachte, lächelte sie auch, manchmal schenkte sie der Kleinen Süßigkeiten, nur um einen Blick aus den blauen Kinderaugen zu erhaschen. Es war, als habe ein winziger Lichtstrahl in der Dunkelheit ihres Gemütes Eingang gefunden, so daß sie vieles mit anderen Augen als vorher sah. Auch ihren Mann sah sie plötzlich anders, als er sie besuchen kam, sah zum erstenmal seit langer Zeit wieder ihren Mann in ihm, daß er alt und müde geworden war, und sah, daß er litt. Und wie sie langsam erkannte, daß er um ihretwillen litt, erschrak sie, und dieses Erschrecken rüttelte die Tiefe ihres Wesens auf und riß sie aus ihrer Umdüsterung, so daß sie klarer und lebendiger wurde, weil sie ihrem Manne Freude machen und ihn trösten wollte, und weil sie immer mehr die Kraft in sich fühlte, ihm Freude zu machen und für ihn zu leben. Und wie sie durch das unschuldige Kind aus ihrer Umnachtung herausgerissen ihrem Manne wieder näher kam, erwachte in ihr die langbegrabene Hoffnung auf ein Kind noch einmal, und diese Hoffnung und das Wissen um die Möglichkeit der Erfüllung gaben sie dem Leben zurück. Zwar mußte sie noch eine Weile in der Anstalt verbleiben. Sie wurde auch nicht mehr die frühere, heiter sorglose Frau. Aber ihre Augen glänzten in einem neuen Lichte, als sie am Tage ihres Austrittes von dem kleinen, weißgekleideten Mädchen auf dem Rasen Abschied nahm.

Cecile Dietrich